

Die schöne neue Welt der scheinbar zwanglosen Geschlechtsidentitäten: Postfordistische Entwürfe der Geschlechterdifferenz zwischen Gender Trainings und Soziobiologie

Winter, Sebastian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Winter, S. (2013). Die schöne neue Welt der scheinbar zwanglosen Geschlechtsidentitäten: Postfordistische Entwürfe der Geschlechterdifferenz zwischen Gender Trainings und Soziobiologie. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 36/37(4/1), 102-124. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56575-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Sebastian Winter

Die schöne neue Welt der scheinbar zwanglosen Geschlechtsidentitäten

Postfordistische Entwürfe der Geschlechterdifferenz zwischen
Gender Trainings und Soziobiologie

Die in der Geschlechterforschung verbreitete Annahme eines durchgängigen Wandels der Geschlechterentwürfe auf der diskursiven Ebene (aber nicht auf derjenigen des Alltagshandelns) in Richtung einer Angleichung der Geschlechter wird in Zweifel gezogen. Zwar finden sich in den öffentlichen Diskursen Forderungen, die Begrenzungen der eigenen ›Geschlechtsidentität‹ zu flexibilisieren und sich neue Potenziale anzuzeigen, gleichzeitig aber existieren essenzialisierende, biologisierende und antifeministische Positionen. Diese Zweiseitigkeit zeigt sich auch im sozialisationstheoretischen Paradigma der ›Selbstorganisation‹ (Hurrelmann): ›Geschlechtsidentität‹ wird hier als kulturelle und trainierbare Überformung eines natürlichen Potenzials gefasst. Über eine psychoanalytisch ausgerichtete Kritik an diesem Ansatz wird verdeutlicht, wieso sich die Geschlechterordnung im habitualisierten Alltagshandeln tatsächlich hartnäckig hält und welche unbewussten psychischen Funktionen dieses Doing Gender erfüllt. Die essenzialisierenden Denkmuster schließen als Rationalisierung die Kluft zwischen ›rhetorischer Modernisierung‹ (Wetterer) und ›Habitus‹ (Bourdieu).

Schlüsselwörter: Geschlechtsidentität, Doing Gender, Gender Training, Sozialisation, Rhetorische Modernisierung, Soziobiologie

Seit im vergangenen Herbst auch die CSU eine Quotierung nach Geschlecht zumindest für ihre Ämter auf Landes- und Bezirksebene beschlossen hat, verfügen alle großen deutschen Parteien (außer der FDP und der Piraten-Partei) über eine Frauenquote. Bezüglich einer möglichen gesetzlichen Regelung zur Einführung von Quotierungen für Führungspositionen in der Wirtschaft ist nur die Frage der Freiwilligkeit umstritten. Gender-Mainstreaming ist seit 1999 erklärtes Prinzip der Bundesregierung und das Angebot an KiTa- und Krippen-Plätzen sowie die finanziellen Anreize für Väter, sich an der Kinderbetreuung zu beteiligen, werden (zögerlich) ausgebaut, um die weibliche Erwerbstätigkeit inklusive *work-life-balance* zu erleichtern. Die volkswirtschaftlich-biopolitischen

Gründe für diese Ausrichtung liegen im demographischen Wandel und dem damit verbundenen Fachkräftemangel:

Politiker und Unternehmerkreise sorgen sich zunehmend um die langfristig gesunkenen Geburtenzahlen und fordern gleichzeitig eine weitere Erhöhung der Frauenerwerbsquote. Angesichts der zunehmenden ›Alterung‹ der europäischen Gesellschaft hänge die Wettbewerbsfähigkeit Europas auch davon ab, wie groß der Anteil der berufstätigen Bevölkerung ist und wie viele Berufstätige sich für Kinder entscheiden. Es geht um eine effektivere Nutzung des ›weiblichen Humankapitals‹ und um ›mehr Kinder‹, die Frauen zu gebären hätten, um die Sicherungssysteme zu retten [...]. Die ›Vereinbarkeit von Beruf und Familie‹ ist heute ein allseits geteiltes Anliegen (Schilliger, 2009, S. 98).

SystemtheoretikerInnen wird diese Entwicklung nicht überraschen: Dort gilt die Annahme, dass die systemischen Imperative in der funktional differenzierten Gesellschaft eine geschlechtliche Diskriminierung dysfunktional gemacht hätten, während Ungleichbehandlungen lediglich ein Relikt auf der Einstellungs- und Handlungsebene darstellten, das noch aus der Vormoderne stammt (vgl. Weinbach, 2006). Doch auch Tove Soiland beschreibt – vor einem regulationstheoretischen Hintergrund – die aktuellen Entwicklungen als Entnormativierung der Geschlechterrollen und -identitäten. Der »flexible Kapitalismus« (Sennett) wolle die Nutzung von Arbeitskraft nicht mehr von traditionellen (Geschlechter-)Normen einschränken lassen und habe die Identitätskritik der Geschlechterforschung nach deren ›cultural turn‹ übernommen.¹ Liest man in dem Buch *Danke, emanzipiert sind wir selber!*, geschrieben von der deutschen Familienministerin, wie diese gegen »strukturkonservativen« aber auch gegen »feministischen« »Rollenleitbildfanatismus« zu Felde zieht, wird Soilands These sehr einsichtig: Kristina Schröder sieht eine eigentlich vorhandene Wahlfreiheit für Familie und/oder Beruf irrationaler- und (außer durch »Fanatismus«) unerklärlicher Weise durch die »weltanschaulichen« »Rollenleitbilder« und eine noch durch veraltete Normen sowie eine Orientierung an nichtigen »Statussymbole[n] wie Macht, Geld, Erfolg,

ein schnelles Auto und all die glitzernden Pokale« (Schröder & Waldeck 2012: 115)² geprägte Arbeits- und Unternehmenskultur behindert. Diese Anachronismen würden Frauen auf ein Dasein als entweder »Pelikanmutter« oder »Karrierefrau« festschreiben.³

Die Fokusverschiebung in der Wissenschaft – weg von materialistischen und hin zu konstruktivistischen Ansätzen – findet seine Entsprechung in der Adaption der Gender Studies in den Institutionen des Staates und der Wirtschaft:

Der Staat ist von einem Produzenten konservativer Geschlechterideologien, wie wir sie von den 1950er und 60er Jahren her kennen, zum Propagandeur fortschrittlicher Geschlechterarrangements geworden: Öffentliche Einrichtungen wie Schulen, Universitäten, aber auch der staatliche Verwaltungsapparat und zunehmend sogar die Privatwirtschaft geben sich mit Gleichstellungsbeauftragten die größte Mühe, nun als überkommen empfundene Geschlechtervorurteile abzubauen; und nichts deutet darauf hin, dass diese Bemühungen nicht ernst gemeint sind (Soiland, 2009a, S. 4).

Propagiert werde von diesen AkteurInnen – und in den Diskursen des »individualisierten Milieus« (Kompisch & Burkart 1999) – nun die Dekonstruktion fester (Geschlechts-)Identitäten im Zeichen von Flexibilisierung und Selbstoptimierung: Es lasse sich feststellen,

dass spätkapitalistische Gesellschaften [...] nichts mehr anzufangen wissen mit Geschlechterstereotypen, dass sie neue und andere Anforderungen an die Individuen stellen, in denen sich diese gerade nicht mehr an tradierten Vorstellungen orientieren sollen und in welchen sich normative Geschlechterleitbilder eher als hinderlich erweisen (Soiland, 2009a, S. 9f).

Die Menschen seien »umgekehrt dazu aufgerufen [...], im Namen der Marktfähigkeit von ihrem Geschlecht zu abstrahieren« (Soiland, 2010b, S. 3).

Zugleich bleibt aber auch die Hausarbeit und Kinderaufzucht gesellschaftlich notwendige Arbeit. Die sinkende Geburtenrate bereitet der

Politik viel Sorgen und Schröder begreift Familie ganz konservativ als einen »Schutzraum«, der »gegen den grenzenlosen Verfügbarkeitsanspruch unserer Arbeitswelt« verteidigt werden müsse (Schröder & Waldeck, 2012, S. 130). Das angeblich feministische Leitbild der »Karrierefrau« lehnt sie scharf ab. Im Gegensatz zu der Entnormativierung lässt sich eine von Schröder nicht problematisierte Persistenz der geschlechtlichen Arbeitsteilung zwischen Familie und Erwerbsarbeit beobachten: Der *Erste Gleichstellungsbericht* der Bundesregierung kommt 2011 zu dem Ergebnis:

Unabhängig davon, ob erwerbstätige Mütter viel verdienen oder wenig, ob sie einen hohen oder niedrigen Bildungsgrad haben, ob sie in Leipzig oder in Frankfurt am Main leben, die Hauptlast der Familienarbeit liegt auf ihren Schultern und zwar auch dann, wenn sie 40 Stunden pro Woche und länger erwerbstätig sind (BMFSFJ, 2011: 174)

Diese strukturelle Ebene schlage sich, so Soiland, allerdings nicht mehr in entsprechenden Identitäten und Ideologien nieder, sondern werde unsichtbar. Die soziale Verortung von Frauen werde »kaum mehr über Normen vermittelt« (Soiland, 2009a, S. 10; vgl. Soiland, 2009b, S. 38ff., 2010b, S. 2), sondern erscheint wie in dem Buch von Kristina Schröder als Folge individueller Entscheidungen, die höchstens durch *anachronistische* Leitbilder noch etwas behindert werden. Sind sexistische Stereotype der Selbst- und Fremdwahrnehmung also tatsächlich dabei, auf dem Schutthaufen der Geschichte zu landen?

Neben der Managerinnenquote sind *Gender-Trainings* derzeit als Mittel zum Abbau geschlechtlicher Diskriminierungen verbreitet. Gender-Trainings werden organisationsbezogen u.a. in Wirtschaftsunternehmen oder staatlichen Institutionen angewandt, finden meist in Workshop- oder Seminarform statt und sollen ›Gender-Kompetenz‹ als ›Schlüsselqualifikation‹ vermitteln. Sie dienen aber nicht nur, wie von Soiland erwartet, als »eine Art Verhaltenstherapie der Geschlechter [...]: das Problem wird in verkehrten Rollenerwartungen, Werthaltungen, ja gar Körperhaltungen vermutet, denen mit Aufklärung und Trainings zu begegnen

nen ist« (Soiland, 2009a, S. 11). Es geht bei diesen Trainings noch um Anderes als nur um die Auflösung von fixen Annahmen über die eigenen und fremden Geschlechtseigenschaften. Eine Internetrecherche auf den Seiten verschiedener Gender Training-AnbieterInnen ergibt ein buntes Bild – allerdings mit einheitlichen Grundtönen (vgl. Bereswill 2004, S. 61ff): Die Angebote reichen von wissenschafts- und politiknahen, wie dem Projekt *Fit für Gender Mainstreaming* der Heinrich-Böll-Stiftung (<http://www.fit-for-gender.org>, vgl. Blickhäuser & Bargen, 2006), bei denen der Wille spürbar ist, die gesellschaftliche Ungleichheit zwischen den Geschlechtern qua Aufklärung über die Inadäquatheit von stereotypen Eigenschaftszuschreibungen zu überwinden, bis hin zu AnbieterInnen wie *Vollmer Consulting* (<http://www.genderkompetenz.com/>), bei denen als Zweck die Erhöhung der Personalbewirtschaftungseffizienz deutlicher wird:

Genderkompetenz ist das Wissen von den unterschiedlichen Stärken der Geschlechter. Genderkompetente Führungskräfte berücksichtigen typische Unterschiede im Vorgehen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und richten das alltägliche Tun daran aus (Vollmer Consulting).

Statt der Dekonstruktion wird hier eine neuartige Verwertung der Geschlechterdifferenz angepeilt. Unter dem Vorzeichen von Pluralität, Potenzialität und Produktivität sollen die geschlechtlichen ›soft skills‹ nicht länger brachliegen, sondern im Rahmen von ›human resource management‹ gezielt bewirtschaftet werden:

Die *human resources*, das Humankapital [...] soll nun explizit auch die Frauen und ihre besonderen Potenziale einschließen. Und damit dies auch auf allen Ebenen einer Organisation angemessen wahrgenommen wird, braucht es Gender-Kompetenz-Trainings, braucht es Gender-ExpertInnen, die dem alltagsweltlichen Geschlechterwissen der MitarbeiterInnen und des Managements auf die Sprünge helfen und ihm die Augen öffnen nicht nur für die geschlechtlichen Disparitäten in ihrem jeweiligen Handlungsbereich,

sondern vor allem für die ökonomischen Vorteile, die mit dem Abbau geschlechtshierarchischer Organisationsstrukturen und einer Verbesserung der ›bislang [...] vernachlässigte(n) Potenzialerkennung und -förderung von Frauen verbunden sind‹ (Wetterer, 2005, S. 9 unter Bezug auf die Unternehmensberaterinnen Dörthe Jung und Mechthild Küpper).

Die Absicht, mehr Frauen am Firmen-Management zu beteiligen, basiert oft nicht auf einem egalitären Geschlechterverständnis, sondern auf der Annahme von Geschlechterdifferenzen auf der Ebene psychosozialer Eigenschaften: Frauen seien weniger egozentrisch und gemeinschaftsbezogener als Männer – gerade dies aber befähige sie im postfordistischen Kapitalismus, in dem längst die Interessen des eigenständigen Unternehmers von denjenigen der AG abgelöst wurden, für Führungsposten. Gemeinsamer Grundakkord im Chor der Gender-TrainerInnen ist erstens: Es gibt geschlechtliche Verhaltensweisen, z. B. unterschiedliche Redestile und Führungsverhalten, deren Beherrschung allerdings nicht dichotom, sondern im Sinne von ›Stärken‹ und ›Schwächen‹ verteilt sei. Zweitens: Traditionelle Zuschreibungen bilden diese Eigenschaften oft falsch ab (z. B. wenn angenommen wird, Frauen könnten ihretwegen keine Unternehmen führen). Drittens: Diskriminierung aufgrund dieser Eigenschaften soll es nicht (mehr) geben. Sie seien vielmehr als unterschiedliche »Stärken« zu begreifen, die – in angemessenen Situationen angewandt – die »Effizienz« der Organisation steigern können: »Geschlecht ist demnach eine unverzichtbare Humanressource und Ungleichheit zwischen den Geschlechtern eine betriebswirtschaftliche Größe« (Bereswill, 2004, S. 55).

Von den Gender-Training-AnbieterInnen und in den Diskursen der Sozialwissenschaften wird bezüglich der Geschlechterdifferenz meist konstruktivistisch unter Rückgriff auf ›Doing Gender‹-Konzepte argumentiert (vgl. Budde & Venth, 2010, S. 13ff.; Blickhäuser & Barga, 2006, S. 126). Doing Gender betrachtet Geschlecht als Interaktionsphänomen, d. h. nicht als Persönlichkeitseigenschaft, sondern als Verhaltens- und Wahrnehmungsmuster (vgl. West & Zimmermann, 1987). Von vie-

len Gender TrainerInnen wird dies so interpretiert, dass (Un-)Doing Gender als ›Kompetenz‹ erlernt werden könne.

Parallel zu dem Doing-Gender-Paradigma gibt es in den Alltagsdiskursen, der Biologie, der Psychologie und den Massenmedien aber auch biologistische Interpretationen unter Berufung auf Gene, Hirne und Hormone. Das konstruktivistische Gender-Paradigma ist nicht hegemonial. Das Standardwerk der populärwissenschaftlichen Rebiologisierung des Denkens – *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* – erklärt:

[W]eibliche Wertsysteme sind heutzutage viel mehr geeignet, um den Laden besser, harmonischer und folglich auch erfolgreicher am Laufen zu halten. In den Chefetagen führt die Vorherrschaft von männlichen Wertvorstellungen zu internen Machtkämpfen. [...] Weibliche Wertvorstellungen dagegen wirken fördernd auf Teamarbeit, allgemeine Zusammenarbeit und übergreifende firmeninterne Arbeitsweisen, was einem Unternehmen sowohl aus strategischer wie auch aus menschlicher Perspektive gesehen nur Vorteile bringen würde. Das heißt nicht, daß sich ein Mann wie eine Frau und eine Frau wie ein Mann benehmen müssten. Doch beide sollten erkennen, daß zu verschiedenen Zeiten im Kampf um die Spitzenpositionen einmal das männliche und einmal das weibliche Prinzip bessere Resultate erzielt (Pease & Pease, 2002, S. 382).

Die Gender TrainerInnen distanzieren sich zwar meist von Rebiologisierungen, doch ist die Kluft so unvereinbar, wie die AkteurInnen auf beiden Seiten oftmals annehmen? Bei beiden bilden die oben genannten drei Punkte – die Annahme faktischer Geschlechtsunterschiede, aber teilweise falscher Zuschreibungen, sowie die Ablehnung von Diskriminierungen – das Grundmuster der Argumentation. Lediglich die Begründungen für die Geschlechterdifferenzen unterscheiden sich: Die angeblichen geschlechtsspezifischen ›Stärken‹ und ›Schwächen‹ erscheinen in der einen Variante als sozialisationsvermittelt erlernt, in der anderen Variante dagegen als Emanation des Genotyps. Oft finden sich auch Mischformen

von beiden Erklärungen. Woher genau die Unterschiede stammen, scheint letztlich unwichtig – Hauptsache ist, sie lassen sich produktiv ›einbringen‹. Mechthild Bereswill schreibt über Gender-Trainings:

›Gender‹ wird zumeist als soziales Geschlecht definiert und als sozial konstruiert und veränderbar dargestellt. Gleichzeitig wird ›Gender‹ aber mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit zur Analysekategorie erhoben, statt selbst zum Untersuchungsgegenstand zu werden. [...] Auch wenn Geschlecht im theoretischen Teil vieler Konzepte als sozial konstruiert und Geschlechterverhältnisse als hierarchisch diskutiert werden – spätestens im Übungsteil tritt die Irritation der zweigeschlechtlichen Gewissheiten hinter eine alte Gewissheit zurück: Frauen und Männer *sind* unterschiedlich (Bereswill, 2004, S. 62).

Auch die politischen Schlussfolgerungen aus den angenommenen Geschlechterdifferenzen sind in der Gesellschaft nicht unumstritten: Managerinnenquote und Gender-Trainings sind in öffentlichen und Alltagsdiskursen heftigen Angriffen ausgesetzt. Das unumstrittene Postulat der ›Chancengleichheit‹ schlägt hier um in Antifeminismus. Die Grundzüge und Traditionslinien dieses von dubiosen Internetseiten bis hin zu wissenschaftlichen Fachpublikationen reichenden Diskurses, der eine ubiquitäre ›Krise der Männlichkeit‹ beschwört, hat Hinrich Rosenbrock (2012) beschrieben. Es wird das Bild eines auf ganzer Linie siegreichen Feminismus gepflegt, der ein ›Feminat‹ errichtet habe, Jungen und Männer systematisch benachteilige, den Vätern ihre Kinder entziehe und Frauen kollektiviere anstatt ihnen die individuelle Verwirklichung ihrer Potenziale in Beruf und Haushalt zu ermöglichen (vgl. Pohl, 2010). Der renommierte Jugendforscher Klaus Hurrelmann stützt diese Sorge um die abgehängten Männer und Jungen – »In dreißig Jahren werden wir so weit sein, dann werden alle gehobenen Berufe mehrheitlich in Frauenhand sein« (Hurrelmann & Faulstich-Wieland, 2010) – mit aktuellen Paradigmen der Sozialisationsforschung. Biologismus und Doing Gender bilden hier eine Melange ganz eigener Art:

Etwa die Hälfte der Persönlichkeitsmerkmale und Verhaltenseigenschaften eines Menschen kann vermutlich auf die genetische Ausstattung zurückgeführt werden. Hierdurch werden die Grundstrukturen von Geschlecht, körperlicher Konstitution, Intelligenz, Temperament und Psyche bestimmt. Die andere Hälfte wird durch die soziale und physische Umwelt (Größe und Zusammensetzung der Familie, Anregungen in Freizeit und Freundesgruppe, Wohnsituation, Kultur- und Bildungsangebote, finanzielle Ressourcen, Wirtschaftslage, Klima usw.) bestimmt (Hurrelmann, 2007, S. 64).

In der pädagogischen Praxis sei daher zweierlei wichtig: Erstens die Würdigung der männlichen ›Stärken‹: Durch Gene und Sozialisation erzeugte Männlichkeiten sollten ernst genommen und produktiv genutzt werden:

Eine wichtige Komponente wäre das Zulassen männlicher Eigenarten und Absonderlichkeiten im Unterricht, um die Jungen, pädagogisch gesprochen, ›dort abzuholen, wo sie gerade stehen‹. Sie müssen die Gelegenheit haben, als machtvoll und überlegen aufzutreten, den sozialen Raum um sich herum zu erobern und die besonderen Formen der männlichen Selbstbehauptung zu praktizieren. [...] Auch sollten typisch männliche Formen von Aggressivität zugelassen werden, um sie aufzunehmen und in konstruktive Bahnen zu lenken (Hurrelmann, 2008).

Zweitens das kompensatorische Training der ›Schwächen‹ der Jungen:

Die Fähigkeit, Netzwerke zu bilden und über Kommunikation zusammenzuhalten, ist wichtiger denn je. Das kommt Frauen von ihrem Naturell her entgegen: Sie haben ihre Stärken in Sprache und Kommunikation. Hier müssen wir Jungen besser fördern (Hurrelmann, 2010).

Dabei sei es nötig, ihnen beizubringen, nicht zu sehr an veralteten – z. B. machistischen – Männlichkeitsbildern zu kleben, sondern sich offen und

flexibel *auch* Verhaltenspotenziale des anderen Geschlechts anzueignen, wozu »tief in der Persönlichkeit von Jungen und Mädchen verankerte stereotype Muster des Rollenverhaltens« abgebaut werden müssten:

Die jungen Männer [...] sind in ihrer Geschlechtsrolle befangen und schneiden sich damit von möglichen kritischen und selbstkritischen Impulsen für ihre Weiterentwicklung ab. Das überträgt sich indirekt auf ihre Leistungsfähigkeit. [...] Sie verkennen die Spielregeln der modernen Leistungsgesellschaft. [...] Sollen die Jungen in ihrer Kompetenzentwicklung positiv beeinflusst werden, müssen sie also in ihren typisch männlichen Eigenschaften gestärkt und in ihren bisher erfolgreichen schulischen Aktivitäten bestätigt, zum anderen aber in ihren Schwachzonen gezielt aufgebaut werden (Hurrelmann, 2008; vgl. zu dieser Argumentation auch Budde & Venth, 2010, S. 58ff., 91ff., 136f.).

Männliche Vorbilder sollten die Funktion übernehmen, den Jungen einen konstruktiven Umgang mit den männlichen Stärken und Schwächen zu vermitteln. Eine der ersten Amtshandlungen Kristina Schröders als Ministerin war die Einrichtung eines Referats, das sich in diesem Sinn um die Förderung von Jungen kümmern soll, indem auf deren geschlechtsspezifische Bedürfnisse eingegangen wird: »Werden vielleicht zu viele Schmetterlinge gemalt und zu wenige Ritterburgen?« fragt die Ministerin misstrauisch in Richtung der Grundschullehrerinnen (Schröder, 2009). Als einen Erfolg ihrer Bemühungen feierte sie im letzten Jahr die Umschulung von über 100 Bundeswehrsoldaten zu staatlich anerkannten Erziehern (vgl. BMFSFJ, 2010).

An der Argumentation Hurrelmanns ist die Art der Verbindung von Biologie und Gesellschaft, die die Betrachtung in beiden Richtungen verkürzt, problematisch.

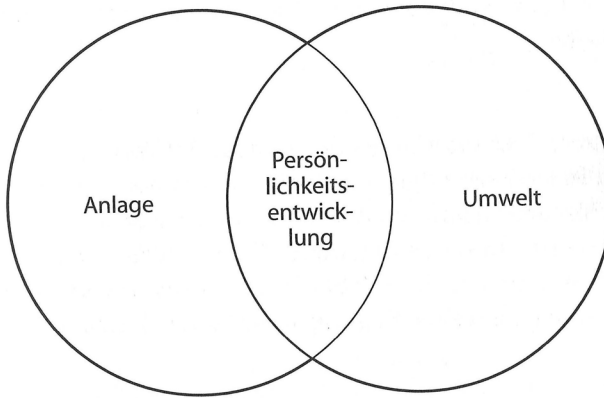


Abbildung 1 (Hurrelmann, 2006, S. 25)

Die beiden ›Einflussfaktoren‹ – ›Anlage‹ und ›Umwelt‹ – werden als einander wesensfremd konzipiert (Abb. 1). Sie haben jeweils ihren voneinander unberührten Bereich und stehen im Überschneidungsfeld in einem Verhältnis von Potenzial und Verwirklichungsbedingung zueinander. Die Persönlichkeitsentwicklung ist demnach eine (Nicht-)Verwirklichung des genetischen ›Samens‹ und die Umwelt ein mehr oder weniger geeigneter ›Nährboden‹ für diesen:

Gene beeinflussen die Persönlichkeit und das Verhalten eines Menschen [...] nicht direkt. Die genetische Ausstattung eines Menschen stellt vielmehr einen Möglichkeitsraum dar, aus dem einzelne Elemente aktiviert werden. Wann und ob sie zum Zuge kommen, hängt stark von sozialen und physikalischen Umweltbedingungen ab. Diese können genetische Dispositionen entweder überdecken, eindämmen und zurückhalten oder freilegen (Hurrelmann, 2006, S. 24).

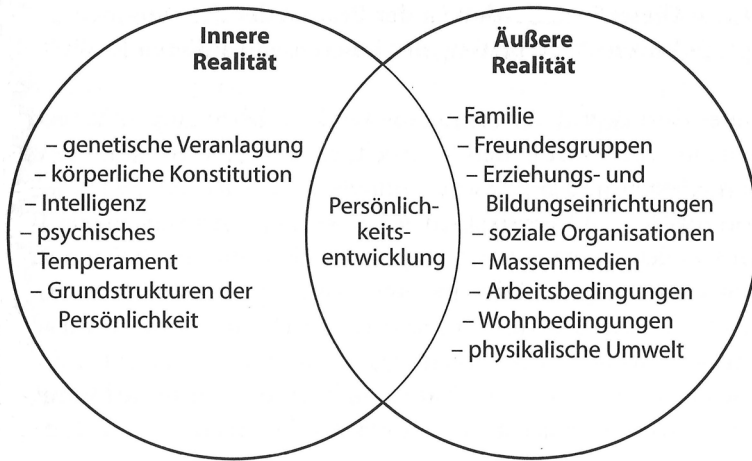


Abbildung 2 (Hurrelmann, 2006, S. 27)

Die ›Grundstrukturen der Persönlichkeit‹ liegen auf einer Ebene mit der ›genetischen Veranlagung‹. Ihren Ausdruck und ihre Konkretisierung finden sie sekundär durch die Einflüsse von Einschränkungen, Vorbildern und Angeboten der ›äußeren Realität‹ (Abb. 2). ›Geschlecht‹ zerfällt damit in zwei Ebenen: das genetische Geschlecht und seine kulturelle, ersterem nur teilweise entsprechende Überformung (vgl. ebd., S. 25). Hurrelmann formuliert als normatives Ziel, dass »Menschen ihre Persönlichkeit frei entfalten und ihre Identität sichern können« (ebd., S. 7). Zur Erreichung dieses Ziels bedürfe es bestimmter äußerer Bedingungen: »Die Persönlichkeitsentwicklung kann nur dann erfolgreich gelingen, wenn es zu einer guten ›Passung‹ zwischen den körperlichen und psychischen Anlagen und den äußeren Lebensbedingungen kommt« (ebd., S. 30). Eine ›gelungene‹ Identität benötige daher »eine realistische, sensible Wahrnehmung der Grundbedingungen der inneren Realität, also der genetischen, körperlichen und psychischen Potentiale« (ebd., S. 38). Frauen und Männer sollten also bei Gefühlen der Identitätsdiffusion mehr auf ihre Gene hören.

Die Eigenmächtigkeit der ›inneren Realität‹ verhindere eine eindimensionale ›Prägung‹ durch die Gesellschaft. Hurrelmann betont gegen Kon-ditionierungstheorien die Fähigkeit zum Selbstmanagement:

In diesem Buch wird ein Modell der Sozialisation vorgestellt, das von der These ausgeht, ein Mensch setze sich sein ganzes Leben lang mit den inneren und äußeren Anforderungen der Lebensrealität auseinander und forme dabei flexibel seine eigene Persönlichkeit (Hurrelmann, 2006, S. 8).

Das von Hurrelmann vertretene sozialisationstheoretische Paradigma der *Selbstorganisation* (Hurrelmann, 2002), hat seine Bedeutung in der Widerlegung eindimensionaler Prägungsmodelle, die ein *over-socialized* Bild von den Subjekten entwerfen (vgl. Knapp, 1993). Wenn aber über der Betonung der Eigenaktivität des Subjekts die Zwänge der gesellschaftlichen Verhältnisse und kulturellen Normen sich zu aneignbaren Ressourcen verflüchtigen und die Konflikte und Ambivalenzen dieser Aneignung unsichtbar werden, dann wird das autonome Subjekt, dessen Dezentrierung von Freud bis Foucault ein zentrales Anliegen der Sozialwissenschaften war, als kompetenter Selbstmanager wieder re-etabliert und das »Leiden der Individuen an diesen neuartigen ›Praxen der Freiheit‹« (Soiland, 2009a, S. 13) übersehen.⁴

Einen weniger zeitgemäßen Ansatz verfolgt die psychoanalytisch-sozialpsychologische Sozialisationstheorie Alfred Lorenzers. Der »inneren Realität« Hurrelmanns wird dabei ihre genetische Festschreibung genommen, ebenso wie dem Doing Gender die bloß sekundäre Theatralik. Lorenzers Sozialisationstheorie zeichnet sich durch eine grundlegende Reformulierung des Konzepts der ›Tribschicksale‹ aus. Er sieht die Triebgenese keineswegs als (durch die Umwelt geförderte oder gehemmte) *Entfaltung* eines genetischen Instinkt-Programms, sondern als Niederschlag der sensuell erlebten kulturspezifischen Interaktionsformen zwischen Säugling und Bezugsperson. In deren Wechselspiel erfährt das Kind spezifische Befriedigungen, deren Bahnen jede spätere Lustsuche folgen wird (vgl. Lorenzer, 1986, S. 44ff.). In diese interaktionistische Triebgenese gehen geschlechtlich unterschiedliche Erlebnisse mit den Sensationen

der Körper ebenso ein wie die Phantasien der Eltern, die deren Pflegehandlungen begleiten und die nicht unberührt vom Geschlecht des Kindes bleiben (vgl. Moré, 1997). Unter Bezugnahme auf den Symbolischen Interaktionismus beschreibt Lorenzer, wie die Interaktionen, die sich zu *Interaktionsformen* verdichten, anschließend einen symbolischen Ausdruck finden. Diese Symbolisierungen – und nicht die direkte, intendierte Erziehung in primärer und sekundärer Sozialisation etwa über eine Konditionierung mittels Belohnung und Strafe oder Lernen am Modell – bilden bei Lorenzer das wichtigste Scharnier zwischen der gesellschaftlichen Ordnung und der Psychodynamik des Subjekts (vgl. Lorenzer, 1986, S. 39ff.). Die präsentativen Symboliken des Doing Gender (von Mimik und Gestik über Verhaltensweisen bis hin zur Kleidung) und die von Judith Butler beschriebenen diskursiv-performativen Symboliken bieten dem Kind Ausdrucksformen seines Erlebens, die es handhabbar machen. Das situative *Erleben* wird erst in den symbolischen Welten zur intelligiblen *Erfahrung*. Dem Kind werden die Symboliken nicht nur übergestülpt, es eignet sie sich aktiv an, denn die Ebene der Interaktionsformen, die sich in ihnen ausdrücken soll, hat ihre eigene Logik. Sie ist widerpenstig gegen die »kulturelle Grammatik der Begierden« (Hagemann-White, 1984, S. 58) da sie der Niederschlag von Interaktionen ist – jenen zwischen Bezugsperson und Kleinkind –, die sich deutlich von denen des außerfamiliären, diskursbestimmenden »Ernst des Lebens« unterscheiden. So ergibt es sich, dass die Individuen, »so sehr [sie] Produkte des gesellschaftlichen Ganzen sind, so sehr [...] als solche Produkte notwendig zum Ganzen in Widerspruch« treten (Adorno, 1997, S. 49) – ein Modell, das die dualistische Gegenüberstellung von »innerer« und »äußerer Realität« vermeidet, ohne die Konflikthaltigkeit ihres Verhältnisses auszublenden. Verpöntes, also das, was als Attribut des Selbst jedes kulturell *sinnvolle* Selbstkonzept sprengen würde, ist nicht symbolisierbar. Es wird entweder gar nicht erst symbolisiert oder wieder desymbolisiert – vieles später Unsägliche ist mit drei Jahren noch durchaus artikulierbar. Mit der Desymbolisierung – Lorenzers Formulierung der freudschen »Verdrängung« – aber wird es unbewusst.

Mit Irene Fast's (1991) Konzept der ›Rekategorisierung‹ lässt sich die Übersetzung von Erleben in Erfahrung gut erfassen: Nachträglich werden die diffusen – gleichwohl aufgrund von Körpersensationen und Elternphantasien nicht geschlechtlich indifferenten – Erlebnisse und Empfindungen unter dem Vorzeichen des Geschlechterdualismus bewusst und damit geordnet. Dabei verfällt das dem eigenen Geschlecht nicht sinnvoll Zuordbare der Nicht-Symbolisierung.

Ein Problem an Lorenzers Theorie stellt allerdings seine tendenziell harmonische Vorstellung von den frühen Mutter-Kind-Interaktionen. Mit Jacques Lacan lässt sich besser die Konfliktuösität, die die Differenz zu dem/der Anderen für das sich entwickelnde seelische Leben des Säuglings bedeutet, benennen. Tove Soiland tut dies und wendet sich unter Bezug auf Lacan und Luce Irigaray auch gegen eine Parallelisierung der jeweiligen Versagungen in der Entwicklung von Mädchen und Jungen, wie sie bei Fast angelegt ist (vgl. Soiland, 2010a, S. 171ff., 2010b, S. 9ff.). Das ›Symbolische‹ ermöglicht demnach nicht nur einen prekären Ausdruck des Erlebens, sondern verweist das Kind auf den ›Mangel‹, das ›Seinsverfehlen‹, das jeder menschlichen Existenz zugehört: Die Identität von Begriff und Ding ist so wenig zu haben wie die von Selbst und Anderem. Es resultiert ein Begehren, diese Kluft der ›sexuellen Differenz‹ zu schließen: Im kindlichen Erleben entsteht eine fragmentierte Ambivalenz von einem Streben nach Verschmelzung und Beseitigung des Mangels einerseits, einer begehrenden wütenden Selbstbehauptung als paradoxem Mittel zu diesem Zweck andererseits. Auch andere psychoanalytische Betrachtungen der Geschlechtsidentitätsgenese fokussieren auf diese Konfliktuösität zwischen Autonomie- und Bindungsstreben, dessen dialektisches Gefüge sich aus triebtheoretischer Perspektive als ›Sexualitätsdilemma‹ (Rolf Pohl) zeigt, intersubjektiv betrachtet als ›Kampf um Anerkennung‹ (Jessica Benjamin) und mit Lacan als Mangel und Begehren.

›Geschlechtsidentität‹ bietet eine Möglichkeit, das affektiv ambivalente Erleben der »Spannung zwischen Autonomie (Objektfreiheit) und Abhängigkeit (Objektbindung)« (Pohl, 2004, S. 175), das sich in den (ganz und gar nicht konfliktfreien) Interaktionsformen niederschlägt, in der bewussten Erfahrung zu umgehen. Es kann in ihrem Licht aufgebrochen

und geschlechtlich vereinseitigt werden, was ein von den Kindern oftmals begierig aufgegriffenes (scheinbares) Konfliktlösungsmuster für die Unsicherheit erzeugenden Ambivalenzen und das Erleben der eigenen Begrenztheit bzw. der Fremdheit des Anderen darstellt. Die mangelbehaftete, der Umwelt gegenüber autonome und sie begehrende Subjektposition ist dann eine ›männliche‹: Der Phallus wird ihr Repräsentant. ›Weiblichkeit‹ steht demgegenüber für den imaginären »Mangel an Mangel« (Soiland, 2010a, 371): eine naturhafte Fülle des Seins. Der Beunruhigung durch diese Weiblichkeit, die die ›sexuelle Differenz‹ und den Mangel im Bewusstsein hält, kann in androzentrischen Gesellschaften von Jungen und Männern mit imaginärer Eingemeindung und Unterwerfung begegnet werden, die das »Weibliche« als das »Besondere-Mindere-Andere« (Knapp, 1987, S. 300) zum abhängigen Anhängsel des damit scheinbar doch mangellosen ›Männlichen‹ zu machen versucht. Das Symbolische, das die sexuelle Differenz – die prinzipielle Nicht-Identität – schafft, kippt dann um in die imaginäre Konstruktion der Geschlechts-Identitäten.

In dieser Konstellation verweben sich Herrschaft und Geschlecht: Die männliche Position mit ihrer ›libido dominandi‹ (Bourdieu) entspricht in dieser Ordnung des Imaginären der des unanrührbaren autonomen Herrn, der den Mangel durch herrschaftliches Begehren zu überwinden versucht, die weibliche der des heteronomen Knechts (vgl. Benjamin, 1999). Jungen *erfahren*, dass sie aggressiv, selbstbehauptend und begehrend seien; Mädchen, dass sie begehrt werden, gehorsam und sympathisch seien. Es wird hierbei von den Kindern nicht etwa ihr Geschlecht in kultureller Form ausgedrückt, sondern ›Geschlecht‹ ist selbst Ausdruck von etwas ihm Vorgängigen.

Es gibt freilich keinen Determinismus in dem Sinne, dass *jeder* Junge *immer* die männliche, *jedes* Mädchen *immer* die weibliche Position einnehme. Im Gegenteil, denn die Geschlechterdifferenz ist ein Danaergeschenk: zugleich ein Konfliktlösungsmuster und eine Zumutung, eine Ermächtigung und eine Einschränkung.⁵ Die Selbstinterpretationen bleiben zunächst meist »›übertrieben umfassend‹ (over inclusive)« (Benjamin, 1992, S. 832), d. h. beide Positionen des vermittelt über die präsentativen Symbole des Doing Gender und die Spracheinführung erlernten Ge-

schlechterdualismus werden angeeignet: Jungen nehmen an, später Kinder zu gebären, Mädchen, dass sie einmal Ritter werden können und diese Phantasien werden im Spiel inszeniert. Phallus- und Gebärneid folgen der narzisstischen Kränkung. Die Geschlechtsidentitäten sind nun aber derart, dass der Mangel letztlich nur der weiblichen Position als ›Kastration‹ aufgebürdet wird. Der männliche Mutterschaftsneid dagegen wird radikal verdrängt und die phallische Position behauptet sich als eine der Allgemeinheit, der die herrschaftliche Verfügung über Weiblichkeit immanent ist: Männlichkeit konstituiert sich sowohl als überlegenes Geschlecht, wie auch als geschlechtsneutrales, allgemeines Menschsein (vgl. Klinger, 2005, S. 334), das seine weiblichen Objekte mit einer »Mischung aus Lust, Angst, Neid und Hass« aufsucht (Pohl, 2006, S. 187).

Dagegen bleibt die Ambivalenztoleranz bei Frauen oft größer als bei den Männern (vgl. Becker-Schmidt, 1995): Der Herr muss seine Abhängigkeit massiver verleugnen als die Magd ihre Wünsche nach Teilhabe an der phallischen Macht. Ihr heterosexuelles Begehren schließt die Identifikation in der Folge weniger radikal aus. Psychodynamisch fällt es Frauen daher oftmals leichter, in männliche Domänen vorzustoßen – ganz abgesehen davon, dass dies einen realen Machtzugewinn verspricht, während ein Rückzug in die Hausarbeit und Kinderbetreuung für Männer gesellschaftlich eine Entmächtigung darstellen würde.

Einige weiblich konnotierte Verhaltensweisen und Fähigkeiten werden allerdings angesichts der Ausweitung des Dienstleistungssektors, des ökonomischen Veraltens autonomer Unternehmer und neuen Management-Leitbildern von Teamwork, Sozialkompetenz, emotionaler Intelligenz und flachen Hierarchien auch für Männer attraktiv (Keupp et al., 1999, S. 132f.), die sich diese dann zum Zwecke der individuellen Vervollkommnung anzutrainieren versuchen (anstatt sie sich altmodisch per patriarchaler Ehe in Form einer treusorgenden Ehefrau anzueignen). Pohl macht darauf aufmerksam, dass solche Aneignungen »weiblicher« Stärken nicht nur als Relativierung von Männlichkeit, sondern auch als Ergebnis männlicher Omnipotenzphantasien gelesen werden können (Pohl 2006). »Ganze Kerle« müssen, um sich heutzutage in den »ernsten Spie-

len der Männlichkeit« (Bourdieu) zu behaupten, auch »prosoziale Kompetenzen« integrieren (Meuser, 2001, S. 230; vgl. Wolde, 2005, S. 240ff.).

Drei konzeptuelle Unterschiede gegenüber Hurrelmanns Modell mit einschneidenden Konsequenzen für die Erfolgsaussichten von Gender-Trainings ergeben sich aus den sozialisationstheoretischen Überlegungen:

- Das, was aus den geschlechtlichen Zuschreibungen und Performanzen herausfällt und von ihnen nicht erfasst wird, ist keine natürliche »Anlage«, sondern selbst schon Produkt von Interaktionen, mithin von Sozialisation. Ein theoretischer oder praktischer Rückgriff auf eine zu verwirklichende menschliche Natur ist nicht möglich.
- Doing Gender-Konzepte übersehen das Wirken des Unbewussten, das dem »impression management« des Doing Gender immer ein Stück weit zuwiderläuft und es mit Fehlleistungen und unwillkürlichen Gefühlsäußerungen durchkreuzt.
- Die »Geschlechtsidentität« und die mit ihr verbundenen Selbstattributionen, die im Doing Gender als präsentative Symbolik inszeniert werden, dienen als psychodynamisches Konfliktlösungsmuster und haben lebensgeschichtlich somit einen »Sinn«. Sie sind daher nicht allein durch Goodwill, Trainings und Kompetenzaeignung modifizierbar. Dem stehen – insbesondere auf Seiten der Jungen und Männer – irrationale und oftmals unbewusste Ängste entgegen. Die Erfolge von Gender Trainings können diesbezüglich nur quasi verhaltenstherapeutisch an der Oberfläche kratzen.

Der Abbau von Geschlechterdifferenzen auf der diskursiven und normativen Ebene verspricht die Entwicklung weniger einschränkender und zudem karrieretauglicherer »Identitäten«. Doch »Identität« i.S. eines widerspruchsfreien Selbsterlebens ist angesichts des dialektisch-konflikthaltigen Wesens dessen, was qua Geschlechtsaneignung gelöst werden sollte, auch bei einer Stärkung der »gegengeschlechtlichen Seite« nicht möglich. Die »Geschlechtsidentitäten« werden zwar vordergründig flexibilisiert und erweitert – jede und jeder soll/will sich auch die »Stärken« des anderen Geschlechts zumindest ein Stück weit aneignen – untergründig aber bleibt die in den inkorporierten präsentativ-symbolischen Interakti-

onsformen des Doing Gender verankerte Verortung in den imaginären Geschlechtsidentitäten der zentrale Modus des Umgangs mit den Dilemmata der *conditio humana*. Barbara Rendtorff, die sich aus einer lacanianischen Perspektive diesem Thema genähert hat, beunruhigt vor allem der ganzheitliche Schein der aktuellen Geschlechtsidentitäts-Entwürfe:

Die intellektuelle Operation ermöglicht ihr eigenes Gegenteil, weil der affektive Anteil in der Verdrängung verbleibt. [...] Was die Personen bewegt, verschwindet immer mehr hinter einer Fassade von ›social correctness‹, so daß das Spannungsverhältnis zwischen den eigenen Wünschen und Vorstellungen und diesen ›korrekten Einschätzungen‹ nicht mehr zum Ausdruck kommt, also nicht mehr bearbeitet werden kann. [...] Was gewinnen wir in dieser Konstruktion des ›erweiterten Subjekts‹? [...] Illusion der Ganzheit. Und was verlieren wir? Die Möglichkeit, diese Illusion zu verlieren (Rendtorff, 1996, S. 141, 174).

Das im Lichte der ganzheitlichen Selbstkonzepte aus der bewussten, diskursiv und intelligibel benennbaren Erfahrung Ausgeschlossene stört trotz aller Trainings unvermeidbar das glatte Gelingen des postfordistischen (Un-)Doing Gender und verhindert eine »gute Passung« (Hurrelmann) von innerer und äußerer Realität. Das postmoderne Versprechen, die Adornosche Utopie »ohne Angst verschieden sein zu können« und das Ende der Identitätszwänge zu verwirklichen (vgl. Keupp et. al., 1999, S. 17f.) wird nur scheinbar und um den Preis umfassender Verdrängungsleistungen eingelöst.

Cornelia Koppetsch und Günter Burkart, die die »Trägheit des Habitus« und der ihm zugehörenden inkorporierten präsentativ-symbolischen Praxis- bzw. Interaktionsformen an empirischem Material sehr gründlich zeigen, fürchten, dass die intrasubjektive Kluft zwischen »rhetorischer Modernisierung« und Empfinden (Wetterer, 2003, S. 299ff.) – »Während die Idee der Gleichheit einer (reflexiven) Diskurslogik gehorcht, beruht die Verrichtung alltäglicher Handlungen auf einer anderen, einer praktischen Logik« (Koppetsch & Burkart, 1999, S. 156) – durch rebiologisierende (und, so ist zu ergänzen, antifeministische) Sinnstiftungsmus-

ter wieder überdeckt werden könnte, während die gesellschaftliche Arbeitsteilung milieuübergreifend weitgehend die alte bleibt (ebd., S. 320). Anja Wolde (2005) hat daran anschließend am Beispiel der Publikationen von Vaterinitiativen gründlich gezeigt, dass sich sogar die manifesten Geschlechterdiskurse und -identitäten keineswegs nur durch einen Abbau der Differenz auszeichnen. Selbst im Spektrum der ›neuen Väter‹ finden sich Rückgriffe auf biologisierende Muster. Dies führt nicht nur zu Widersprüchen zwischen der präsentativen Symbolik der Doing Gender-Muster in den Alltagspraxen (die wiederum im Konflikt mit dem ambivalenzerfüllten Unbewussten stehen) und der diskursiven Ebene, sondern auch zu Inkonsistenzen in den Diskursen selbst (vgl. ebd., S. 235).

Dieser Befund hat sich seit den in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre durchgeführten Studien von Koppetsch, Burkard und Wolde verstärkt. Die Entnormativierung der Geschlechterordnung bleibt widersprüchlich und begrenzt.

► Anmerkungen

- 1 Soiland zeigt, dass mit dem »im Rahmen der US-amerikanischen Cultural Studies entstandenen Verständnis von gender eine ganz bestimmte Konzeptualisierung von Geschlecht hegemonial geworden [ist], die das Geschlechterverhältnis vorrangig unter dem Aspekt des Zwangs zur Zweigeschlechtlichkeit und damit als eine Frage von Normen, von normativen Identitätszuschreibungen und den damit einhergehenden Ein- und Ausschließungen thematisiert.« (Soiland, 2009a, S. 4; vgl. hierzu auch Knapp 2001).
- 2 Dass ›Macht, Geld, Erfolg‹ nicht nur Status*symbole* sind, sondern Ressourcen von Herrschaftsmöglichkeiten kommt bei Schröder, die nur von Kultur redet, ebenso wenig vor wie gesellschaftliche Machtverhältnisse im allgemeinen.
- 3 Schröder schreibt explizit gegen die Ausrichtung von Familienpolitik an den »Erfordernisse[n] des Staates und der Wirtschaft« an (Schröder & Waldeck, 2012, S. 122). Sie verkennt dabei ihre eigene und die Funktion von Hausarbeit für eben die »Erfordernisse des Staates und der Wirtschaft«.
- 4 Vgl. zur Fruchtbarkeit der foucaultschen Begriffe für die Analyse der gegenwärtigen Geschlechterordnung Soiland, 2009b.

- 5 Vgl. zu dieser Formulierung und zu der Kompatibilität der Psychoanalyse mit einer an Foucault angelehnten Betrachtung des Wirkens der Herrschaft der Diskurse Liebsch, 2008, S. 176.

► Literatur

- Adorno, Theodor W. (1997). Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. *Gesammelte Schriften, Bd. 8* (S. 42-85). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker-Schmidt, Regina (1995). Von Jungen, die keine Mädchen und von Mädchen, die gerne Jungen sein wollten. Geschlechtsspezifische Umwege auf der Suche nach Identität. In Regina Becker-Schmidt & Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.), *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften* (S. 220-246). Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Benjamin, Jessica (1999). *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Benjamin, Jessica (1992). Vater und Tochter. Identifizierung mit Differenz. Ein Beitrag zur Geschlechter-Heterodoxie. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 46 (9), 821-846.
- Bereswill, Mechthild (2004). »Gender« als Humanressource? Gender Mainstreaming und Geschlechterdemokratie zwischen Ökonomisierung und Gesellschaftskritik. In Michael Meuser & Claudia Neusüß (Hrsg.), *Gender Mainstreaming. Konzepte, Handlungsfelder, Instrumente* (S. 52-70). Bonn: BpB.
- Blickhäuser, Angelika & Bargen, Henning von (2006). *Mehr Qualität durch Gender-Kompetenz. Ein Wegweiser für Training und Beratung im Gender Mainstreaming*. Königstein/Taunus: Helmer.
- Budde, Jürgen & Venth, Angela (2010). *Genderkompetenz für lebenslanges Lernen. Bildungsprozesse geschlechterorientiert gestalten*. Bielefeld: Bertelsmann.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). (2010). Kristina Schröder. »Ausbildung zum Erzieher ist für Männer attraktiv«. Online-Publikation: <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/gleichstellung,did=168460.html> (Stand: 23.05.2011).
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). (2011). *Erster Gleichstellungsbericht. Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf*. Online-Publikation: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Erster-Gleichstellungsbericht-Neue-Wege-Gleiche-Chancen,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (Stand: 17.07.2012).

- Fast, Irene (1991). *Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer.
- Hagemann-White, Carol (1984). *Sozialisation: weiblich – männlich?* Opladen: Leske + Budrich.
- Hurrelmann, Klaus (2002). Selbstsozialisation oder Selbstorganisation? *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 22 (2), 155-166 .
- Hurrelmann, Klaus (2006). *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Hurrelmann, Klaus (2007). *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*. Weinheim und München: Juventa.
- Hurrelmann, Klaus (2008). »Lasst sie Männer sein«. Jungen stehen im Schatten leistungsfähiger Mädchen. Es wird Zeit, ihnen zu helfen. *Die Zeit*, 23.10.2008. Online-Publikation: <http://www.zeit.de/2008/44/C-Leistungsabfall> (Stand: 23.05.2011).
- Hurrelmann, Klaus (2010). Jungs in der Krise. »Sie wollen alles sein, bloß kein weibischer Streber«. *Spiegel Online*. Online-Publikation: <http://www.spiegel.de/schulspiegel/wissen/0,1518,688659,00.html> (Stand: 23.05.2011).
- Hurrelmann, Klaus & Faulstich-Wieland, Hannelore (2010). Was hilft den Jungen? (Streitgespräch). *Die Zeit*, 05.08.2010. Online-Publikation: <http://www.zeit.de/2010/32/Streitgespraech-Jungen> (Stand: 23.05.2011).
- Klinger, Cornelia (2005). Feministische Theorie zwischen Lektüre und Kritik des philosophischen Kanons. In Hadumod Bußmann & Renate Hof (Hrsg.), *Genus. Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Ein Handbuch* (S. 328-364). Stuttgart: Kröner.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1987). Arbeitsteilung und Sozialisation. Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In Ursula Beer (Hrsg.), *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik* (S. 236-273). Bielefeld: AJZ.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1993). Der »weibliche Sozialcharakter« – Mythos oder Realität. Soziologische und sozialpsychologische Aspekte des Sozialcharakter-Konstrukts. In Marlis Krüger (Hrsg.), *Was heißt hier eigentlich feministisch? Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften* (S. 93-120). Bremen: Donat.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2001). Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht. In dies. & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik* (S. 15-62). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Koppetsch, Cornelia & Burkart, Günter (1999). *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK.

- Liebsch, Katharina (2008). Psychoanalyse und Feminismus revisited. In Rolf Haubl & Tilman Habermas (Hrsg.), *Freud neu entdecken. Ausgewählte Lektüren* (S. 161-182). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lorenzer, Alfred (1986). Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In ders. (Hrsg.), *Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur* (S. 11-98). Frankfurt am Main: Fischer.
- Meuser, Michael (2001). »Ganze Kerle«, »Anti-Helden« und andere Typen. Zum Männlichkeitsdiskurs in neuen Männerzeitschriften. In Peter Döge & ders. (Hrsg.), *Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung* (S. 219-236). Opladen: Leske + Budrich.
- Moré, Angela (1997). Die Bedeutung der Genitalien in der Entwicklung von (Körper)Selbstbild und Wirklichkeitssinn. *Forum der Psychoanalyse*, 13 (4), 312-337.
- Pease, Allan & Pease, Barbara (2002). *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen*. München: Ullstein.
- Pohl, Rolf (2004). *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*. Hannover: Offizin.
- Pohl, Rolf (2006). Vater ist der Beste. Über die Wiedergeburt eines Helden im sozialwissenschaftlichen Familiendiskurs. In Mechthild Bereswill et al. (Hrsg.), *Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht* (S. 171-189). Weinheim/München: Juventa.
- Pohl, Rolf (2010). Männer – das benachteiligte Geschlecht? Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs über die Krise der Männlichkeit. In Mechthild Bereswill & Anke Neuber (Hrsg.), *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert* (S. 104-135). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Rendtorff, Barbara (1996). *Geschlecht und symbolische Kastration. Über Körper, Matrix, Tod und Wissen*. Königstein/Taunus: Helmer.
- Rosenbrock, Hinrich (2012). *Die antifeministische Männerrechtsbewegung – Denkweisen, Netzwerke und Online-Mobilisierung*. Online-Publikation: http://www.boell.de/downloads/Antifeminismus-innen_endf.pdf (Stand: 12.07.2012).
- Schilliger, Sarah (2009). Who cares? Care-Arbeit im neoliberalen Geschlechterregime. *Widerspruch*, 56, 93-106. Online-Publikation: www.denknetz-online.ch/IMG/pdf/schilliger.pdf (Stand: 12.07.2012).
- Schröder, Kristina (2009). Bundesfamilienministerin Dr. Kristina Köhler im Gespräch mit der »Welt am Sonntag« (Interview). *Welt am Sonntag*, 06.12.2009. Online-Publikation: <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/aktuelles,did=132980.html> (Stand: 23.05.2011).

Schröder, Kristina & Waldeck, Caroline (2012). *Danke, emanzipiert sind wir selber! Abschied vom Diktat der Rollenbilder*. München/Zürich: Piper.

Soiland, Tove (2009a). Wie die Frauenbewegung zum gender-Management kam, oder: Warum gender im patriarchalen Kochtopf verdampft (Manuskript zu einem Vortrag in der Ringvorlesung Gender Studies am 8. Dezember 2009 in Hannover). Online-Publikation: <http://www.agpolpsy.de/wp-content/uploads/2010/01/soiland-11.pdf> (Stand: 22.05.2011).

Soiland, Tove (2009b). Gender als Selbstmanagement. Zur Reprivatisierung des Geschlechts in der gegenwärtigen Gleichstellungspolitik. In Sünne Andresen et al. (Hrsg.), *Gender und Diversity. Albtraum oder Traumpaar? Interdisziplinärer Dialog zur »Modernisierung« von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik* (S. 35-52). Wiesbaden: VS.

Soiland, Tove (2010a). *Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten*. Wien/Berlin: Turia + Kant.

Soiland, Tove (2010b). Gender: Eine Konfrontation mit der Psychoanalyse und ihre politischen Implikationen (Manuskript zu einem Vortrag für den Jour Fixe der AG Politische Psychologie am 13. Januar 2010 in Hannover). Online-Publikation: <http://www.agpolpsy.de/wp-content/uploads/2010/01/soiland-2.pdf> (Stand: 23.05.2011).

Weinbach, Christine (2006). Kein Ort für Gender? Die Geschlechterdifferenz in systemtheoretischer Perspektive. In Brigitte Aulenbacher et al. (Hrsg.), *FrauenMännerGeschlechterforschung* (S. 82-94). Münster: Westfälisches Dampfboot.

West, Candance & Zimmermann, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender and Society*, 1 (2), 125-151.

Wetterer, Angelika (2003). Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In Gudrun-Axeli Knapp & dies. (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II* (S. 286-319). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Wetterer, Angelika (2005). Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen – Facetten schwieriger Vermittlungen (Manuskript zu einem Vortrag im Gender-KompetenzZentrum am 14. Februar 2005). Online-Publikation: http://www.genderkompetenz.info/veranstaltungen_publications_und_news_archiv/genderlectures/gl_wetterer_gleichstellungspolitik_und_geschlechterwissen_1402_05.pdf/at_download/file (Stand: 05.07.2012).

Wolde, Anja (2005). *Väter im Aufbruch? Deutungsmuster von Väterlichkeit und Männlichkeit im Kontext von Vaterinitiativen*. Wiesbaden: VS.